

Kein Brief, keine Nachricht. Seit zwei Monaten hat Heinrich Bullinger nichts von seinem Sohn gehört. «Wie kommt das?», fragt er ihn am 1. März 1554 in einem Brief, und man sieht dem Satz die Unruhe an, mit der er geschrieben wurde. Da schwingt Sorge mit, gewiss. Gefahren gab es genug, auch für einen Zwanzigjährigen, sogar im Elsass, wo der junge Mann studierte. Aber natürlich bricht auch ein leiser Ärger durch: Denkt der Junge denn überhaupt nicht an seine Eltern in Zürich, die wissen möchten, wie es ihm geht?

Vielleicht hatte Heinrich junior ja auch wirklich geschrieben. Briefe konnten irgendwo liegen bleiben oder verloren gehen. Das wusste niemand besser als Vater Bullinger, der ein eifriger Briefschreiber war. Eine öffentliche Post gab es noch nicht. Wer Briefe zu befördern hatte, gab sie Reisenden mit, Kaufleuten oder Studenten, die in die betreffende Richtung reisten. Oder einem der Boten, die regelmässig zwischen den Städten und Landschaften der Alten Eidgenossenschaft unterwegs waren. Da konnte einiges passieren. Vielleicht stellte es sich als mühsam heraus, einen Brief auszuhändigen. Das Trinkgeld war zu knapp bemessen. Oder der Auftrag ging schlicht vergessen.

«Gib acht», mahnte der Vater Bullinger seinen Sohn einmal, «wem du die Briefe anvertraust, besonders die mit wichtigem Inhalt.» Das war Grundregel eins. Grundregel zwei: Wer Briefkontakt pflegte, musste Geduld haben. Es konnte dauern. Zwei Monate sind allerdings auch in den damals gewohnten Grössenordnungen eine lange Zeit, und Heinrich sollte spüren, dass es dem Vater ernst ist. Bullinger skizziert die Umrisse der Entschuldigung, die er von seinem Sohn erwartet, gleich selbst. Er hoffe, schreibt er, das lange Schweigen sei dem Studium geschuldet, das keine Zeit lasse, Briefe zu schreiben. Vor allem, wenn es nichts Dringendes zu melden gebe.

Ob das so zynisch gemeint ist, wie es klingt? Wahrscheinlich nicht, aber dass ein Zwanzigjähriger in Strassburg sich seine Zeit auch mit anderem vertreiben konnte als mit Studieren, wusste Bullinger genau. Er selbst war 1519, als Fünfzehnjähriger, zum Studium nach Köln gekommen, in die damals grösste Stadt des Reichs. Ins «heilige Köln», wo einst Thomas von Aquin und Meister Eckhart gelehrt hatten und wo man für die Gebeine der Heiligen Drei Könige eine der grössten Kathedralen der Christenheit baute. Nur, auch da hatte es mehr als Kirchen, Klöster und Gelehrte gegeben.

12 000 Briefe

Heinrich Bullinger, der Reformator, Nachfolger Zwinglis als Pfarrer am Grossmünster und Vorsteher der Zürcher Kirche, hat an diesem Montag im März 1554 nichts Wichtiges zu berichten. «Nur dass deine Mutter und ich Kopfschmerzen haben», schreibt er. Das waren die beiden gewohnt. Ausserdem, fügt Bullinger hinzu, sei es als Zeichen des Herrn zu verstehen: «So erinnert uns der gütige Gott an unsere Sterblichkeit.» Selbst so etwas Lästiges wie Kopfweh hat also seinen guten geistlichen Sinn, und die Bitte an den Sohn, endlich ein Lebenszeichen zu senden, wird unversehens zur moralischen Ermahnung.

Die Kopfschmerzen der Eltern sind nämlich nicht nur für diese selbst ein Zeichen, sondern auch für die Kinder, ganz besonders, wenn die es sich irgendwo im Ausland gutgehen lassen. Sie sollen sie daran erinnern, dass auch die eigenen Eltern einmal gebrechlich werden. Und das, schreibt Bullinger, müsse ein Ansporn sein, «dass ihr zur rechten Zeit für euch selber Fürsorge tut, da wir noch leben und euch mit Rat und Tat an die Hand gehen können. Wer weiss, wie lange dies noch so fortgehen wird!»

Da bekommt der väterliche Ordnungsruf eine existenzielle Note. «Benutzt eure Eltern recht», schliesst Bullinger sein Schreiben. Näher geht er nicht auf das Thema ein. Aber die Botschaft ist klar: Verdrödle deine Zeit nicht, lebe sparsam, sei fleissig und dankbar. Und vor allem: Überleg dir schon jetzt, wie du dir dereinst deinen Lebensunterhalt verdienen willst. Immer nur reisen und studieren, das geht nicht. Der junge Herr Heinrich wird schon verstanden haben, was sein Vater ihm sagen wollte.

Der Brief vom 1. März 1554 ist einer von 12 000 Briefen im Briefwechsel von



Der Reformator Heinrich Bullinger (1504-1575) hinterliess einen der umfangreichsten Briefwechsel des 16. Jahrhunderts. Anonymes Porträt, um 1564. ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Fast wie Facebook, aber ohne Internet

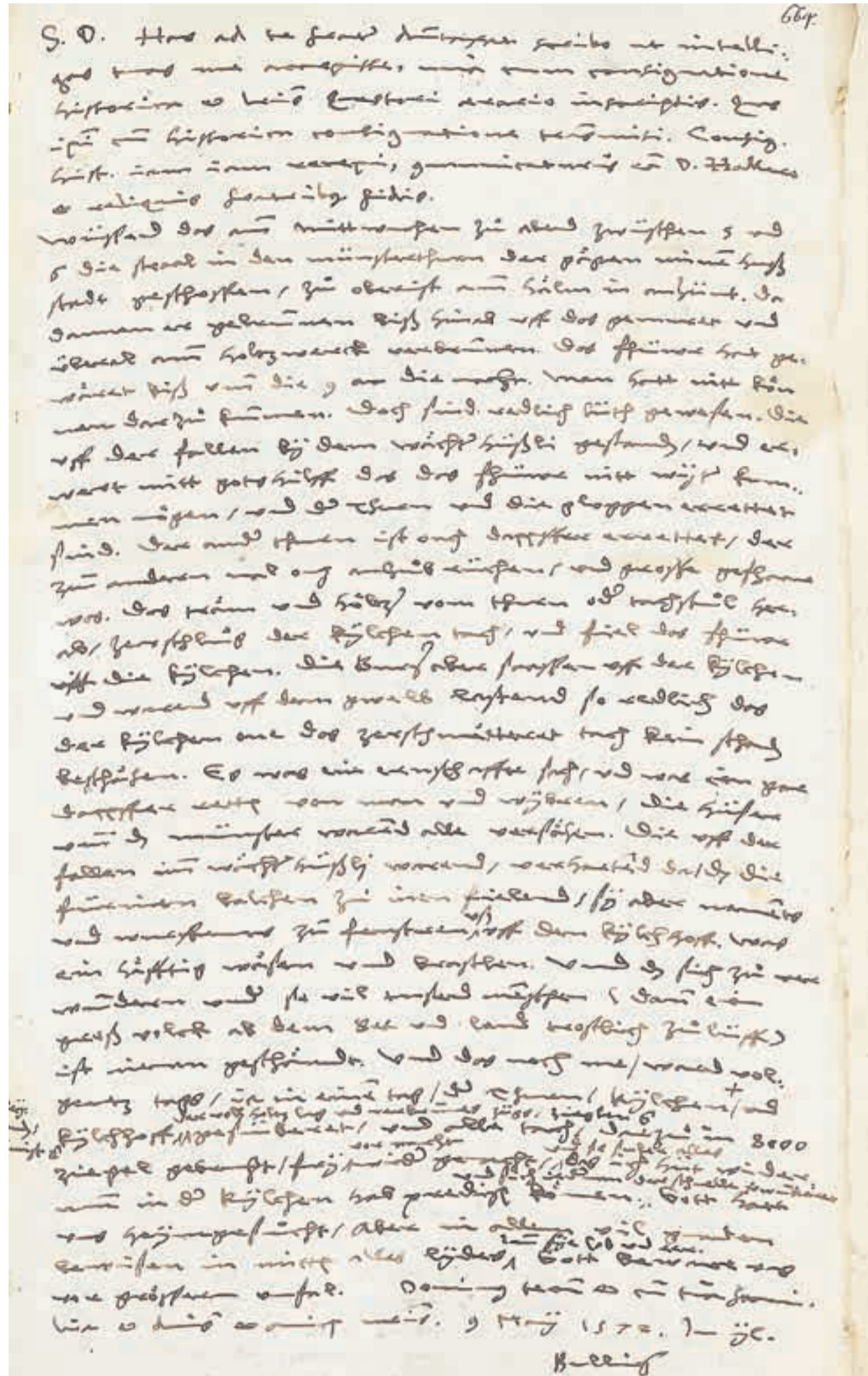
Heinrich Bullingers Briefwechsel zeigt, wie man sich im 16. Jahrhundert vernetzte und sich über das Weltgeschehen informierte.

VON THOMAS RIBI

Heinrich Bullinger. 12 000 Briefe haben sich erhalten – und das sind bei weitem nicht alle, die Bullinger in seinem Leben schrieb und bekam. An manchen Tagen trafen mehrere Briefsendungen bei ihm ein. Und er selber schrieb unermüdlich. Ein bis zwei Briefe pro Tag, manchmal auch mehr. Das meiste lateinisch, vieles auf Deutsch, Französisch oder Italienisch. Und dies neben dem Amt als Pfarrer am Grossmünster, wo er pro Woche manchmal sechs bis acht Predigten zu halten hatte. Dazu kam die Tätigkeit als Kirchenpolitiker, der die Reformation, die nach der Zweiten Schlacht von Kappel und Zwinglis Tod auf der Kippe stand, rettete und gegen alle lokalen und innereidgenössischen Widerstände in ruhige Bahnen lenkte.

Das Neueste vom Tage

Über fünf Jahrzehnte stand Heinrich Bullinger in Kontakt mit Korrespondenten aus ganz Europa. Mehr als tausend Adressaten sind bekannt, vor allem in der Schweiz und im deutschsprachigen Raum, aber auch weit darüber hinaus. In Italien, Frankreich, England, Dänemark und Weissrussland. Der erhaltene Teil seines Briefwechsels – rund 2000 Briefe von seiner Hand und etwa 10 000, die an



Reproduktion der Vorderseite eines Briefes von Heinrich Bullinger an Tobias Egli, Zürich, 9. Mai 1572. STAATSARCHIV ZÜRICH

ihn gerichtet sind – ist einer der umfangreichsten des ganzen Jahrhunderts. Umfangreicher als der von Luther, Zwingli und Calvin zusammen. Und vielseitiger, denn Bullinger verkehrte nicht nur mit Theologen und Reformatoren wie Luther, Melancthon oder Calvin, nicht nur mit Humanisten wie dem St. Galler Gelehrten Vadian, nicht nur mit Fürsten wie dem Landgrafen Philipp von Hessen, sondern auch mit Bürgermeistern, Ratsherren, Stadtschreibern und Vögten. Mit Handwerkern, die schreiben konnten, oder mit Studenten, die in Paris, Frankfurt, London, Königsberg, Padua, Krakau oder irgendwo sonst lebten und Interessantes zu berichten hatten.

Denn darum ging es in erster Linie: um Neuigkeiten. Bullinger suchte sie überall, wo er an sie herankam. Das Neueste vom Tage nimmt in seinen Briefen weit mehr Raum ein als die Erörterung theologischer, philosophischer oder kirchlicher Fragen. Da werden Nachrichten über Hochwasser, Blitzschläge, Unwetter, Himmelserscheinungen oder andere merkwürdige Begebenheiten ausgetauscht. Das politische Geschehen wird verhandelt, man diskutiert über die Verfolgung der Hugenotten in Frankreich, die Hintergründe des Schmalkaldischen Kriegs oder die Bedrohung

durch die Türken. Auch über das Neueste aus der Wissenschaft setzte man sich gegenseitig ins Bild. Oder debattierte darüber, ob es überhaupt statthaft sei, sich wissenschaftlich zu betätigen oder sich der Christenmensch nicht eher damit bescheiden solle, brav zu glauben und den Lauf der Welt dem Herrgott zu überlassen. Natürlich nicht, schrieb Joachim Vadian am 26. Juli 1534 an Bullinger. Im Gegenteil, es sei Aufgabe eines Christen, sich mit der Welt, die ihn umgebe, zu befassen und zu versuchen, sie zu verstehen. Gerade das werde ihn zu Werk grösserer Bewunderung für das Werk der Schöpfung führen.

«Nüwe Zyttungen»

Oft wird aber auch einfach der neueste Klatsch durchgehechelt, oder es geht um Dinge des praktischen Alltags: Wie meistert man eine Ehekrise, wie findet man Trost, wenn ein Freund gestorben ist, oder wie erzieht man Kinder am besten? Was man mit Freunden und Bekannten halt so bespricht, aber in einer Welt ohne Telefon, E-Mail und WhatsApp waren Briefe auch dafür das einzige Medium.

Für Nachrichten waren sie es sowieso. Wenn nicht gerade Reisende zu-

gegen waren, die Neues aus anderen Städten und Landstrichen zu erzählen hatten, boten sie die einzige Möglichkeit, zu erfahren, was in der weiten Welt so alles geschah. Zeitungen gab es noch keine. Erst im Lauf des 16. Jahrhunderts wurden die fliegenden Blätter und Einblattdrucke, die in verschiedenen Städten erschienen und über Interessantes und Wissenswertes informierten, zu regelmässigen Publikationen, den Vorläufern der modernen Zeitungen.

Auch wenn es die Institution noch nicht gab, den Begriff gab es schon: Das Wort «Zeytungen» oder «Zyttungen» taucht bereits am Anfang des Jahrhunderts auf und bezeichnet die Neuigkeiten, mit denen sich die Korrespondenten gegenseitig versorgten. Die «nüwe Zytungen», die neuesten Nachrichten aus den Briefen an Bullinger stehen auch am Anfang des Pressewesens. In Heinrich Bullingers Briefwechsel lässt sich der Wandel von der privaten Mitteilung zur Nachricht, die sich an einen grösseren Kreis von Interessenten richtet, fast exemplarisch verfolgen.

Seit den 1540er Jahren sind in den erhaltenen Briefen die politischen Nachrichten immer öfter von den persönlichen Mitteilungen getrennt. Sie würden separat verfasst und stehen auf besonderen Blättern, so dass der Adressat sie unter seinen Freunden und Bekannten kursieren lassen konnte, ohne dass diese die nur an ihn gerichteten Mitteilungen mitlesen konnten. Von da aus war es nur noch ein kleiner Schritt, die Versorgung mit Berichten von Korrespondenten zu institutionalisieren, die Berichte zu drucken und zu verkaufen – zum Beispiel in den Flugblättern, die Johann Jakob Wick, Pfarrer an der Predigerkirche und Chorherr am Grossmünster, zu Bullingers Zeit zusammenstellte und vertrieb.

Badegespräche

Obwohl das Öffentliche nach und nach vom Privaten getrennt wurde, bietet Heinrich Bullingers Briefwechsel eine reizvolle und immer wieder überraschende Mischung von Nachrichten über grosse Weltereignisse und Mitteilungen über den ganz banalen Alltag. Eine Art Facebook also, lange bevor es Laptops, Smartphones und Internet gab. Ein länderübergreifendes Netzwerk, eine Plattform, die sicherstellte, dass man Informationen austauschen und mit Menschen in Kontakt bleiben konnte, die man kannte, auch wenn man sie vielleicht nie gesehen hatte und nie sehen würde.

Ein Teil des Geschriebenen war zur Publikation bestimmt, anderes nur an den Adressaten gerichtet – und sollte auch dort bleiben. Starben Freunde oder Bekannte, mit denen er korrespondiert hatte, bat Bullinger manchmal die Angehörigen, ihm seine Briefe zurückzuschicken – um ja keine Schwierigkeiten zu bekommen, falls er sich einmal zu offenerzig geäussert hatte.

Frellich, längst nicht alles, was sich die Briefschreiber mitteilten, war «gut zum Druck». Aber vieles erlaubt einen Blick auf die historischen Ereignisse, die keine Chronik geben kann: einen persönlichen, manchmal intimen. Die Briefe zum Beispiel, die Gerhard Thom Camph im Frühling 1545 an Heinrich Bullinger schrieb. Camph stammte aus Ostfriesland und war nach Zürich gekommen, um beim renommierten Hebraisten Konrad Pellikan zu studieren. Ein halbes Jahr hatte er in Zürich verbracht und wollte weiterreisen, nach Italien. Doch die Reise stand unter keinem guten Stern. Camph fühlte sich müde, krank. In Bern musste er sie unterbrechen und seine Pläne ändern, an eine Reise über die Alpen war nicht zu denken.

Die Ärzte empfahlen Camph, nach Baden zu reisen und sich dort fachkundig pflegen zu lassen. Das tat er, und es scheint ihm gut bekommen zu sein. Im Mai berichtete er Pellikan und Bullinger angeregt über seinen Aufenthalt und die Begegnungen, die er dort gemacht hatte. Baden war katholisch, aber selbstverständlich empfing man Kurgäste auch dann, wenn sie protestantisch waren. Und religiöse Fragen scheinen in der Luft gelegen zu haben. Camph jedenfalls unterhielt sich mit anderen Badegästen immer wieder über das Evangelium.

Zum Beispiel über die Sünde. Ein heikles Thema, wie man sich denken kann, ganz besonders in einer Gesellschaft, in die die Reformation tiefe Gräben gerissen hatte. Im Gespräch erhitze

sich die Stimmung der Badegäste. Interessanterweise war es allerdings kein Katholik, der sich mit Camph anlegte, sondern ein Protestant. Ein Lutheraner aus dem Allgäu, schreibt Camph, habe ihm an den Kopf geschrien, es seien vor allem jene, die falsche Lehren verbreiteten und andere Menschen verführten, die der Sünde anheimfielen. Er solle endlich damit aufhören, im Bad zu predigen und zu missionieren.

Ein Mönch aus Bayern

Er selbst, habe der Lutheraner schliesslich erklärt, wäre lieber ein Ehebrecher und Hurer als ein Zwinglianer. Das mag man ihm glauben oder nicht, es war eine Unverschämtheit. Und sie traf. Zu Handgreiflichkeiten scheint es allerdings nicht gekommen zu sein. Thom Camph zog sich elegant aus der Affäre: Er spreche nur mit denen über das Evangelium, die das wünschten, erwiderte er. Zudem sei er weder Zwinglianer noch Lutheraner, sondern Christ.

Ganz erfolglos waren Camphs Missionierungsversuche übrigens nicht. Es sei ihm gelungen, schreibt er weiter, einen Zisterziensermönch aus Bayern dazu zu bewegen, nach Zürich zu reisen. Der Mann habe gehört, die Zürcher seien gottlose Häretiker, und er habe ihm angeraten, sich am besten selbst ein Bild zu machen. Man solle ihn doch im Namen Christi und der Kirche gut aufnehmen. Möglicherweise sei da nämlich noch ein kleiner Schritt, die Versorgung durch den Mönch die Rechtfertigung durch den Glauben.

Zum Zwinglianer wurde er nicht. Aus Konrad Pellikans Aufzeichnungen wissen wir, dass der Mönch einige Jahre später Abt eines Klosters in Bayern war. Gut katholisch also. Wenigstens fast. Was die Gnadenlehre betrifft, hätten die Ordensoberen an seinen Ansichten wohl das eine oder andere aussetzen gehabt. Da war er protestantisch geprägt – in einem Streit, den die katholische und die protestantische Kirche erst mehr als vierhundert Jahre später beilegen.

In Zürich dürfte der Zisterzienser gelernt haben, dass man auch mit «Häretikern» ganz gut reden konnte. Vor allem wenn sie vom Schlag Bullingers waren. Dass die Zürcher Reformation nach der Niederlage von Kappel, in der Zwingli zusammen mit vierhundert anderen jungen Zürchern gefallen war, nicht scheiterte, ist ganz wesentlich seiner besonnenen, auf Ausgleich bedachten Art zuzuschreiben. Bullinger war kein Eiferer. In einem offiziellen Bericht der Zürcher Kirchensynode ist vermerkt, er verstehe gut zu predigen, drücke sich aber stets etwas milde aus.

Im Urteil vieler Zeitgenossen wohl zu milde. Nur, Bullinger war sich bewusst, wie heikel die Situation war, auch lange nach dem Kappeler Krieg. Er war so gut informiert wie nur wenige seiner Zeitgenossen und sah, dass es nicht viel brauchte, um den prekären Frieden zu zerstören. Schliesslich verfolgte er die politische Grosswetterlage von England bis Polen von Woche zu Woche, obwohl er Zürich, wo er mit seiner Frau Anna und seinen Kindern lebte, seit seinem Amtsantritt nur noch selten verliess. Reisen ausserhalb der Schweiz unternahm er keine mehr. Er schrieb Briefe. Und er las, was seine Korrespondenten berichteten. Das genügte.

Heinrich Bullinger – ein Leben in Briefen

rib. · 27 Jahre alt war Heinrich Bullinger, als er im November 1531 zum Nachfolger von Zwingli ans Grossmünster berufen wurde. Bis zu seinem Tod 1575 stand er der Zürcher Kirche vor. In seinem Nachlass sind rund 12 000 Briefe erhalten, die sich heute im Staatsarchiv Zürich und in der Zentralbibliothek befinden. Seit 1964 werden sie am Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte an der Universität Zürich erschlossen und ediert. Rund 3000 Briefe sind bisher bearbeitet und kommentiert unterhielt sich mit anderen Badegästen immer wieder über das Evangelium. Zum Beispiel über die Sünde. Ein heikles Thema, wie man sich denken kann, ganz besonders in einer Gesellschaft, in die die Reformation tiefe Gräben gerissen hatte. Im Gespräch erhitze